

JOSÉ UND ELISA

Fischerroman von der asturischen Küste • Von Armando Palacio Valdés

Berechtigte Uebersetzung aus dem Spanischen von Paula Sautmann. Verlag Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf. Nachdruck verboten

11. Fortsetzung

Das sagte er mit so schmerzlichem Ausdruck, daß es Teresa ans Herz ging, das nur böse war, wenn der Jörn sie verblendete. Sie hielt einen Augenblick inne, murmelte noch ein paar harte Worte, ließ sich aber schließlich befähigen und versprach, sich still zu halten. Aber nach drei oder vier Tagen brach sie in einem Anfall schlechter Laune wieder in Drohungen gegen ihre Feindin aus. Darüber war José sehr erschrocken, und er fürchtete, daß es unversehens einmal einen Skandal gäbe, der ihr schwankendes Verhältnis ganz zu Fall brächte.

Teresa hatte ebenfalls keine Ruhe und wollte sich um jeden Preis bezüglich des Verdachtes, der ihr am Herzen nagte, Gewißheit verschaffen. Sie ließ die Häuser des Dorfes ab und befragte ihre Freundinnen und forschte geschickt und scharfsinniger als der erfahrenste Geheimpolizist. Schließlich brachte sie heraus, daß einige Tage vor dem Vorfall Frau Isabel am Meeressufer ein langes Gespräch mit dem blöden Rufo gehabt hatte. Diese Tatsache brachte Licht in die dunkle Angelegenheit. Nun war kein Zweifel mehr: die Isabel war der Kopf, der den Plan ausgeheckt, und Rufo war der Arm, der ihn ausgeführt hatte. Um den Beweis zu erhalten, bediente sich dann Teresa eines Mittels, das sowohl ihrem Wesen entsprach als auch dieser Gelegenheit angepaßt war. Sie suchte sofort Rufo auf. Sie fand ihn am Ufer, von einigen Seelente umgeben, die sich den Spaß machten, ihn zu hänseln, wandte sich unversehens an ihn und sagte, während ihre Augen ihn jählich anblitzten:

„Also du bist es gewesen, du Erzfeind, der die Seele von dem Boote meines Sohnes losgemacht hat, so daß es abtrieb! Dafür bring ich dich jetzt sofort um!“

Der Dummkopf, auf diese Weise überumpelt, ging in die Schlinge. Er tat ein paar Schritte zurück, wurde leichenblau und stammelte angstvoll, die Hände faltend:

„Verzeih mir, Frau Teresa... verzeih mir, Frau Teresa...“

Da vergaß sie sich ihrerseits. Statt in dem gereizten, drohenden Tone fortzuführen, lächelte sie triumphierend:

„Aha! Du bist es also wirklich gewesen? ... Aber du bist zu dumm dazu. Jemand hat dir's eingeblasen... Die Isabel hat dir's eingeblasen, nicht wahr?“

Der Dummkopf, eintgermaßen von seinem ersten Schreck erholt und durch das Lächeln gewarnt, war schlau genug, die Mutter seines Jdosis nicht bloßzufallen.

„Nein, Frau... nein, Frau... ich war's allein...“

Teresa strengte sich an, ihm das Geheimnis zu entreißen, aber vergebens. Rufo blieb fest. Die Seelente, die den Streit satt hatten, sagten einstimmig:

„Na, laßt ihn schon in Ruhe, Frau Teresa! Ihr bringt doch nichts heraus.“

Die Witwe, jetzt überzeugt, daß die Urheberin ihres Unfalls Frau Isabel war, und während daß sie dem Jdosis das Geständnis nicht hatte entlocken können, ließ geradeswegs zum Hause ihrer Feindin.

Diese sah näher an der Tür des Ladens. Teresa sah sie von weitem und rief scherzend:

„Golla, Frau Magdalena! So fleißig? Ich will Euch etwas helfen kommen!“

Wir wissen nicht, was Frau Isabel an dieser Stimme so ungewöhnlich fand oder was sie in den Augen der Witwe

las, als sie aufblitzte. Jedenfalls fand sie haltig vom Stuhl auf, nahm ihn mit hinein und verriegelte die Tür — das alles berart schnell, daß Teresa, so rasch sie auch lief, sie nicht mehr erreichen konnte. Als sie sich enttäuscht sah, stieß sie wütend gegen die Tür und schrie:

„Versteckst du dich, du Spitzbübchen... versteckst du dich...?“

Aber sofort erschien Frau Isabel am Fenster des ersten Stods und sagte mit erkünstelter Ruhe:

„Ich verberge mich nicht, o nein... Hier bin ich!“

„Kommen Sie einen Augenblick herunter, Señora“, erwiderte Teresa und suchte ihren drohenden Ton durch ein gezwungenes Lächeln zu dämpfen.

„Warum soll ich herunterkommen?... Daß ich dir besser in dein altes Fuchsgesicht sehen kann?“

Diese freche Beleidigung sagte sie in ruhigem, fast freundlichem Tone. Teresa lächelte den Blick, warf sich kreitbar in die Brust und schrie, die Fäuste gegen das Fenster schüttelnd:

„Am dir deine Rasperunge auszureißen und vor die Hunde zu werfen, du böses Weib!“

Ein paar Neugierige hatten sich schon um die Witwe gesammelt, andere lehnten sich aus den Fenstern der Nachbarhäuser und warteten mit süchtlicher Befriedigung auf das tragikomische Schauspiel, das eben begannen hatte.

„Auf den Hund bist du selbst schon längst gekommen, du Arme!“ antwortete Isabel, ohne aus der Fassung zu kommen, auf die Drohung Teresas.

„Ja, das möchte dir passen, daß ich auf den Hund läme! Und um das zu erreichen, willst du mich an den Bettelstab bringen und nimmst mir Brot und Verdienst!“

„Was nimmst du dir?“

„Das neue Boot meines Sohnes, du schlechtes Weib!“

„Zeit soll ich das Boot meines Sohnes verschluckt haben!... So einen großen Schlund hab' ich denn doch nicht!“

Die Zuschauer lachten. Teresa, rot vor Wut, schrie:

„Nur du, du Spitzbübchen... laß du nur! Es weiß doch das ganze Dorf, daß du es gewesen bist, die den blöden Jungen des Küsters angelüftet hat, die Tante des Bootes durchzuschneiden.“

Isabel wurde blaß und würgte einen Augenblick; aber sie sagte sich schnell wieder und sagte:

„Was das ganze Dorf weiß, ist, daß man dich schon längst als verrückt hätte einspinnen sollen!“

„Einspinnen werden sie dich, bald genug, ins Gefängnis! Dafür will ich schon sorgen.“

„Schweig doch, du Dummkopf — schweig! Siehst du nicht, daß die da sich über dich lustig machen?“

„Ans Gefängnis! Ans Gefängnis!“ wiederholte die Witwe heillos, und sich an die Umstehenden wendend, fragte sie empfindlich:

„Gibt ihr je so ein schlechtes Weib gesehen? Ihre Mutter starb an einem Schlag, den sie ihr mit einer Fianne auf den Kopf geschlagen hat, das wußt ihr wohl; ihren Bruder warf sie zum Havie hinaus und zwang ihn, sich anwerben zu lassen; ihren Mann, der ein braver Mann war, ließ sie wie einen Hund verrecken ohne Arzt und Medizin, weil ihr die Fiennege zu leid taten... die dabei nicht einmal ihr gehörten... Und wenn sie diesen, den sie jetzt hat, nicht umbringt, so ist das nur, weil er ein Walschlappen ist und ihr nicht im Wege steht.“

In diesem Augenblick redete Don Claudio, der hinter

seine Frau getreten war, ohne es doch zu wagen, in dem Streik einzugreifen, sein niedergebrogeltes und in seiner Entrüstung noch häßlicheres Gesicht vor und sagte:

„Schweig, Rästermaul! Macht Euch fort von hier, oder ich melde es sogleich dem Herrn Alfalden!“

Aber Frau Isabel, die sich kaum noch beherrschten konnte, kam er gerade recht, an ihm ihren Jörn auszulassen, und sie gab ihm eine schallende Ohrfeige. Als sich der arme Pädagoge so unversehens mißhandelt sah, fuhr er sich mit der Hand nach der schmerzenden Wange und rief:

„Aber, Frau... warum schlägst du mich?“

Teresa war so vertieft in die Aufzählung der Unthaten ihrer Feindin, daß sie diesen wichtigen Zwischenfall gar nicht bemerkte, und fuhr fort, den Gaffern, die um sie herumstanden, zu erzählen:

„Und jetzt riecht sie ihrer Tochter das Geld, das der verstorbene Mann von seinen Eltern hatte, und läßt sie nicht heiraten, um nichts herauszugeben zu müssen. Mit Händen und Füßen klammert sie sich daran...“

Da lachte Frau Isabel schallend auf. „Aha, da liegt der Haß im Pfeffer... Bist du beleidigt, weil ich nicht will, daß meine Tochter deinen Jungen heiratet? Du möchtest wohl mein Geld in die Finger bekommen und dir damit einen guten Tag machen, was? ... Aber du kannst dir lange die Finger danach lecken!“

Die Witwe wurde feuerrot. „Weder mein Sohn noch ich brauchen dein Geld. Du sollst uns bloß nicht bestehlen! Du Diebin... Diebin... Diebin...!“

In ihrer Wut wiederholte sie diese Beschimpfung unzählige Male und setzte sich der Gefahr aus, gerichtlich belangt zu werden. Isabel dagegen suchte sie aus sicherem Hinterhalt zu beleidigen.

„Was soll ich dir schon stehen, du armes Geschöpf? Was du mal hattest — niemand weiß mehr, wann man dir das gestohlen hat...“

„Diebin... Diebin... Diebin!“ schrie die Witwe, die vor Wut fast erstarrte.

„Schweig, du Dummkopf, schweig!“ sagte Frau Isabel, immerzu lächelnd. „Na, ich sehe schon, du wußt, daß ich dich „so und so“ nenne...“

„Du gehörst an den Galgen, du Schelm!“

„Gib dir keine Mühe, mich dazu zu bringen, dich „so und so“ zu schimpfen, denn ich will nicht.“ Und sich an die Umstehenden wendend, rief sie stichelnd: „Ist die Frau häßlich und will durchaus, daß ich sie — so nenne! Aber ich will nicht, ich will nun mal nicht.“

Dabei machte sie eine so drohliche, entschlossene Handbewegung, daß die Zuschauer lachen mußten. Teresas Jörn war auf Siebentische gestiegen, und sie schimpfte immer größer und greulicher.

So wahrheitsliebend wir auch sind, und so gern wir eine so bemerkenswerte Szene wahrheitsgetreu schildern möchten, so gebietet uns doch die Achtung vor unseren Lesern, hier abzubrechen. Ihre Einbildungskraft möge das Weitere ergänzen. Der Streit dauerte so noch eine Weile an, d. h. Frau Isabel schied mit Spott und Sarkasmus und Teresa mit allen nur erdenklichen Schimpfwörtern. Sie lief mit großer Hast hin und her, drehte sich um sich selbst wie ein Azeffel, schüttelte die Fäuste nach allen Richtungen, sie rief sich das Halstuch ab; ihr ganzer Körper zitterte wie unter einem magnetischen Strom. Hundertmal entfernte sie sich und ebensooft kam sie wieder zurück, um ihrer Feindin mit heilerer Stimme ein neues Schimpfwort ins Gesicht zu schleudern. Schließlich, fast ohne Stimme und ganz erschöpft von der Anstrengung, entfernte sie sich endgültig. Die Gaffer verloren sie zwischen den Krümmen der Straße aus den Augen. Frau Isabel rief ihr triumphierend vom Fenster aus nach:

„Geh nur, geh! Mach dich nach Hause und trink Eindenbluttee, sonst kriegt du noch den Schlag...“

Teresa hatte tatsächlich ein schwaches Herz, und jeder Aergers schadete ihr. Als sie zu Hause anlangte, bekam sie einen so schweren Anfall, daß man eiligst den Arzt des Ortes holen mußte.

(Fortsetzung folgt)

Merkwürdigkeiten

„Vandlust“ — diesmal gleich aufstört

In Sydney ist eine neue Modetierheit aufgekommen: Die jungen Damen sind dort wieder mit dem natürlich noch dem künstlich aufgeschminnten Rot ihrer Wangen zufrieden. Dem natürlichen Rot fehlt offenbar die „Nuance“, auf die es ansehnlich doch sehr ankommt und für das künstliche Rot schwärmen die jungen australischen Damen nicht mehr, weil es allzu vergänglich ist. Man ist deshalb auf einen Ausweg gekommen, der allerdings recht ungewöhnlich ist. In Sydney gibt es bereits mehrere Schönheitspezialisten, die schmerzlos — Tätowieren der Wangen empfehlen. Sie behaupten, daß die Sache garantiert unschädlich sei und den jungen Damen für ihr ganzes Leben die gewünschten roten Wädhchen in allen Abstufungen verschaffe.

Liebe mit Rasiermesser und Beil

Der Richter war erstaunt, was ihm wohl diese Regierin an Scheidungsgründen zu erzählen hätten, die da im nächsten Aktensitz aufgeführt waren. Denn es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß selbst in nächster Nähe von Reno in USA die Regierin sich selten scheiden lassen. Hier aber erkannte der Rechtsprecher bald, daß nur ein grundständiger Bewinungswechsel diese Ehe wieder ins rechte Gleis bringen konnte. Das entnahm er aus folgender Darstellung, die ihm schnatternd und heulend die Regierin gab:

„Was mein Gatte ist — so schläft dieser schon seit vielen Wochen mit einem Rasiermesser unter seinem Kopfkissen. Er hat zweifelsohne die Absicht, mich mit diesem Rasiermesser umzubringen!“ — Der Gatte aber sagte: „Ich muß ein Rasiermesser unter meinem Kopfkissen liegen haben, denn meine Gattin hat ein Beil unter dem ihren liegen. Sie hat zweifelsohne die Absicht, mir das zuzufügen, was ich angeblich Böses tun will...“

Der Richter hat sich erkundigt, wie man unter diesen Umständen überhaupt schlafen könne. Der Regierin gestand, er schlief wenig und die Gattin meinte, ihr Nachtschlummer sei recht unruhig. Und dennoch will es der Richter versuchen und verfügte nur eine zeitweilige Trennung der Wohnorte. Sollten wir, daß inzwischen das Rasiermesser und das Beil stumpf werden.

Häuser und Baumwolle

Aus Newyork wird berichtet, daß der Industriegerat der Vereinigten Staaten erfolgreiche Versuche mache, Baumwolle zum Bau von Häusern zu verwenden. Man hofft in den Südstaaten, in denen die Baumwollpflanzung eine wesentliche Erwerbsquelle bildet, daß dadurch der Wollüberschuß von 5 Millionen Ballen verwertet werden kann. In welcher Weise diese gewöhnliche Verwendung geschehen soll, wird leider nicht verraten.

Tagen erfahren wir weiter, daß die Versuche, Stoffe aus Glas herzustellen, wie eine internationale Tertillgemein berichtet, erfolgreich verlaufen seien und die praktische Einführung dieser Erfindung kurz bevorstehe. Der Leiter des Engelhard-Laboratoriums in Newark behauptet, daß es gelungen sei, Glas in allerfeinste Strahlen auszuspienen. Tabern, daß das flüssige Glas unter Hochdruck gesponnen wird, wobei ein Faden

nur ein Zmanzigstel des Durchmessers eines menschlichen Haars haben soll, soll ein Garn entstehen sein, das nur halb so viel wiegt wie das Garn der Kunststoffe. Die Haltbarkeit dieses Garns soll ausgezeichnet sein, auch soll es sich sehr gut waschen lassen. Vorläufig wird man es nur für Fischstoffe verwenden, später auch für die Herstellung von Hülsen, Strümpfen, Tüchern usw.

Grotesken wie ein Kriminalroman

Ein Kriminalfall, der fast gesalbt war, und der hundertprozentig in seinem letzten Teil dem Verbrecher hätte gelingen müssen, wurde durch einen Zufall aufgegedet. Es ging um eine Summe von rund 50 000 Mark.

Kein Schriftsteller hätte es gewagt, in seinem Kriminalroman einen solchen Zufall auftreten zu lassen, wie ihn in diesem Falle das Leben selbst spielte. Man hätte dieses Buch wegen Unwahrscheinlichkeit niemals gedruckt. Der Plan des Verbrechers Louis Lucand gründete sich auf die Tatsache, daß sich in gewissen Räumen des Finanzministeriums Duplikat-Schahenweisungen in höherer Betragungen befanden. Lucand war ein früherer Angestellter des Ministeriums und wußte aus diesem Grunde über alles ausreichend Bescheid.

Mit Hilfe von vorbereiteten Schülern mar er eines Nachts in das Gebäude des Finanzministeriums eingebrochen. Hier hatte er die Schahenweisungen aus ihrem Fach genommen und sie mit Hilfe der offiziellen Stempel, so sich in anderen Räumen befanden, so zurechtgemacht, daß sie ordnungsmäßig bezahlt werden mußten. Dann verwickelte er sorgfältig sämtliche Spuren seiner Tat und konnte auch ungesehen wieder aus dem Ministerium verschwinden.

Der Plan Lucands war bis aufs Feinste durchdacht. Die Kleidung eines Bankboten lag bereit und mit dieser angezogen, erdichten er am nächsten Tage, um die Duplikat-Schahenweisungen dem Kassierer einer Pariser Großbank vorzulegen. Der Kassierer konnte keinerlei Verdacht schöpfen, da die Papiere ja echt waren. Er prüfte sie sorgfältig und entnahm dann seiner Kasse den entsprechenden Betrag — in deutschem Gelde etwa 50 000 Mark.

Bevor er ihn jedoch auszahlte, schob ihm ein anderer Bankbote vollkommen ähnliche Schahenweisungen hin und nun mußte der Kassierer feststellen, daß es sich genau um die gleichen Anweisungen und um genau die gleiche Summe handelte. Es waren die Originale von den eben vorliegenden Duplikaten.

Rue ein zufälliger Blick führte den Kassierer dazu, dies festzustellen. Durch diesen Zufall gelang es, den Schwindler zu fassen.

Er sitzt heute im Pariser Untersuchungsgefängnis. Aber wer kann behaupten, daß ein Kriminalromansteller unerschrocken eine solche Szene in seinem Buche hätte schreiben dürfen?

Schlangen in Rockfischen verboten

Der Sonderling E. J. Gee hatte nur eine Unstille. Er betrank sich ab und zu. Meist tat er es in der Stille. Als er es einmal gar zu öffentlich betror, wurde er eingekerkert. Doch als die Polizisten ihres Amtes waltend wollten, griff er in die Tasche und zog zwei wuchelnde Schlangen daraus hervor, die zischend und kugelnd auf die Beamten losschossen. Abon dieses Schlangentragens, das hier als Mittel zum Widerstand gegen die Staatsgewalt bewertet wurde, fand Gee nun vor den Richtern. Er bekannte, daß er in seinem Nebenberuf und in seinen freierunden Schlangenschlänger sei und immer einige dieser Tiere bei sich führe. Der Richter hat ihn mit 15 Schilling Strafe davonkommen lassen, ihm aber als Pflicht auferlegt, in Zukunft keine gefährlichen Tieren bei sich zu lassen.

Hochzeit im Vulkan

Ein exzentrisches japanisches Brautpaar hat seine Hochzeit im erloschenen Krater des Vulkans Schibana auf Honshu gefeiert. In diesem Zweck war ein kleines Haus im Krater erbaut worden, in dem die Feier stattfand und in dem die Gäste bewirtet wurden. Alle Festteilnehmer mußten mit Strühen über die steilen Kraterwände hinabgelassen und nachher wieder heraufgelassen werden.

Redaktionsleiter Georg Winkel; Verleger Dr. Siebert Dreyer. Verantwortlich für den politischen und Redaktionsteil: Georg Winkel, für den literarischen und literarischen Teil: Siebert Dreyer, für den wissenschaftlichen und literarischen Teil: Siebert Dreyer. Druck und Verlag: Germania-Verlagsgesellschaft, Postfach 11, D. A. XII, 35; über 4800. — 3. Jt. ist Preisliste Nr. 4 enthält.